

AZB / Journal
CH-6060 Sarnen



SARNER KOLLEGI CHRONIK

59. JAHRGANG 1/97

Zum Tod von Abt Dominikus Löpfe und P. Rupert Amschwand



Abt Dominikus und P. Rupert bei der Verleihung des Innerschweizer Kulturpreises an P. Rupert 1988

Im Abstand von genau zwei Monaten starben in unserem Kloster Abt Dominikus Löpfe und P. Rupert Amschwand. Beide sind im gleichen Jahr 1916 geboren, Abt Dominikus am 21. Januar und P. Rupert am 17. November. Der Tod traf sie unterschiedlich:

Abt Dominikus war bis zum letzten Tag tätig gewesen. Vom Hospiz in Muri aus hatte er seit seiner Resignation als Abt unseres Klosters die vielfältigsten Aufgaben übernommen, so unter anderem auch die geistliche Begleitung der Krippenfreunde des Kantons Aargau. Auf dem

Weg zu einem Treffen dieses Vereins in Lenzburg am 7. Dezember ereilte ihn ein Herzversagen, so dass sein Auto führungslos auf die Gegenfahrbahn geriet und dort mit einem entgegenkommenden Wagen zusammenstieß.

P. Rupert war schon seit einigen Jahren erkrankt. Seit gut anderthalb Jahren war er ans Bett gebunden gewesen. Anfangs Februar verschlechterte sich sein Zustand stark, und am 7. wurde er von seinem Leiden erlöst.

Abt Dominikus und P. Rupert mögen ruhen im Frieden.

Die nächsten Nummern der Kollegi-Chronik werden ausführliche Würdigungen unserer beiden Mitbrüder bringen.

Antonius, der Einsiedler, und die Mutterkornkrankheit



In der neu restaurierten Antoniuskirche vom Grossteil (Giswil) steht seit einigen Jahren eine bemerkenswerte Holzstatue des heiligen Antonius des Einsiedlers aus dem 15./16. Jahrhundert (Höhe 73 cm).

Antonius von Padua und Antonius der Eremit

Wenn vom heiligen Antonius die Rede ist, muss man den hilfreichen Auffinder verlorener Gegenstände, den heiligen Franziskanermönch Antonius von Padua vom viel älteren Antonius, dem Einsiedler, unterscheiden. Antonius von Padua war ein Portugiese. Er kam als Augustinerchorherr mit der Bewegung des heiligen Franziskus von Assisi in Kontakt und vertauschte die vornehme Chorherrenmozzetta mit dem Sackstoff der Armen von Assisi. Der Ordensgehorsam führte den Doktor der Theologie nach Padua, wo er als Magister der Theologie wirkte. Antonius war aber auch als volkstümlicher Bussprediger bekannt, und diese Tätigkeit hat ihn berühmt gemacht.

Antonius, der Einsiedler, wurde 251 in Mittelägypten als Sohn begüterter Eltern geboren. Mit ungefähr zwanzig Jahren hörte der junge Bauer das Evangelium vom Verlassen von Eltern und Gütern um des

Himmelreiches willen. Er verschenkte seine ererbten Güter und begann am Rand der ägyptischen Wüste ein asketisches Leben. Hier hatte der Aussteiger viele Anfechtungen von Dämonen zu bestehen. Diese Kämpfe mit den aufsässigen Teufeln, die auch als Tiere auftraten, wurden ein beliebtes Sujet der darstellenden Kunst.

Antonius wurde berühmt. Eine grosse Zahl von Schülern sammelte sich um den Altvater der Mönche. So hatte der weltflüchtige Wüstenmönch auf seine Zeit und die nachfolgenden Generationen einen grossen Einfluss. Tausende zogen schon zu seinen Lebzeiten in die Einsamkeit der Thebais.

Der «Sautoni»

Antonius ist bis heute ein beliebter Bauernpatron, nicht weil er vor seiner Berufung zum Eremiten Bauer war, sondern weil er in Gesellschaft eines oder auch mehrerer Schweine dargestellt wird – der «Sautoni». Aber das Schwein ist als unreines Tier ein Sinnbild fleischlicher Laster und deutet auf die teuflischen Versuchungen hin, denen Antonius in der Wüsteneinsamkeit ausgesetzt war. Die Bauern haben das anders gedeutet und aus dem von Schweinen bedrängten Antonius einen Freund und Beschützer der Haustiere gemacht.

Antonius mit dem Feuer

In der Antoniuskirche im Grossteil steht ein ganz anderer Antonius. Vor dem Heiligen, der in eine faltenreiche Mönchskutte und einen Mantel mit roter Schärpe gehüllt ist, lodert eine rote Flamme. Sein ausdrucksvolles, wildes Gesicht ist nicht anmutig schön. Das markante bärtige Antlitz mit den grossen, weit aufgerissenen Augen zeigt sehr gut Antonius als visionären Seher und Busse predigenden Propheten. Diese eindrucksvolle Plastik ist ein Geschenk des langjährigen Pfarrers Josef Hardegger. Ein lieber Freund aus Bern hatte es für ihn im Kunsthandel erworben.

Das Feuer zu Füssen des Antonius deutet auf eine schwere Krankheit hin, die über viele Jahrhunderte hin Angst und Schrecken verbreitete und als unheilbar galt. Es ist der Mutterkornbrand, auch heiliges Feuer oder Antoniusfeuer genannt.

Das Mutterkorn (*Claviceps purpurea*) ist ein giftiger Schmarotzerpilz auf der heranwachsenden Roggenähre. Es wächst mit der Ähre aus der Getreiderispe als bräunlicher bis blauschwärzlicher Zapfen. Das Korn enthält stark wirkende Alkaloide.



Die Volksmedizin erfahrener Kräuterfrauen und «Wehmütter» (Hebammen) hatte schon früh die Wehen fördernde Wirkung des Pilzes erkannt. Diese Naturheiler gaben dem Schmarotzer den Namen Mutterkorn; es sind auch Praktiken der Blutstillung durch Mutterkornumschläge bekannt.

Die Mutterkornkrankheit

Der Genuss von mutterkornhaltigem Brot war aber sehr gefährlich. Er führte zu einer Vergiftung, die durch brennende Schmerzen, Schwärzung, trockenen Brand und Abfallen der Glieder bekannt ist. Diese Krankheit grassierte im elften und zwölften Jahrhundert. Sie trat aber auch später wieder epidemisch auf. Sie grassierte in Hungerszeiten unter der armen Bevölkerung. Die Ursache der Mutterkornkrankheit oder des Antoniusfeuers (Ergotismus) hat man erst im 18. Jahrhundert definitiv erkannt.

Die Antoniter

Das Los der vom Antoniusfeuer befallenen armen Menschen war hart. Die Krankheit wurde oft auch mit der Pest in Verbindung gebracht. Der Orden der Antoniter oder Hospitaliter betreute vornehmlich diese Patienten. Durch sie bekam die Mutterkornkrankheit auch den Namen Antoniusfeuer. Der Antoniterorden entstand aus einer Laienbruderschaft, die sich im letzten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts im Departement Isère gebildet hatte – Saint Antoine en Viennois. Diese Ordensbrüder sind durch die Pilgerströme der an der Mutterkornver-

giftung Erkrankten nach Saint Antoine in die spezielle Betreuungsaufgabe hineingewachsen. Pilgerscharen von solchen Patienten fand man auch in Tours (St. Martin), in Cluny und Souvigny am Grab des heiligen Majolus, des berühmten Cluniazenser-Abtes. Die Pflege konnte wohl Linderung und hygienische Wartung bringen, aber keine Heilung.



Die Abbildung ist eine Karikatur. Das Schwein (Attribut des heiligen Antonius) deutet darauf hin, dass die Antoniter das Privileg hatten, ihre Schweine frei herumlaufen zu lassen – zum Ärger der Mitbürger. Mit der Glocke erweckten sie die Aufmerksamkeit für ihre Almosensammlungen. Das Patriarchenkreuz könnte auf ihren Anspruch vieler päpstlicher Privilegien hinweisen.

Angeregt von der Not hoffnungslos erkrankter Menschen – und es waren ganze Scharen, die in St-Antoine en Viennois die Reliquien des ägyptischen Mönchspatriarchen verehrten – wurde aus dem den regulierten Chorherren zugezählten Orden ein Kloster von Krankenbrüdern, Spezialisten für die Pflege der Patienten der Mutterkornseuche. Die therapeutische Hingabe der Brüder und die Propaganda vorüberziehender Santiagopilger förderten eine auffallend rasche und weite Verbreitung des Ordens im ganzen Abendland. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts waren die Antoniter auch die offiziellen Krankenpfleger am päpstlichen Hof. 1297 wurde das Mutterhaus der Antoniter zur Abtei erhoben. So waren die Antoniter aus einer schlichten Bruderschaft von Laien ein Prälatenorden geworden, reichlich ausgestattet mit päpstlichen Privilegien und königlichen Aufmerksamkeiten.

Doch dieser Höhepunkt leitet auch den Verfall des Ordens ein. Schon im 14. Jahrhundert war der Orden hoffnungslos verschuldet. Das grosse abendländische Schisma (1378–1417) zerstörte den Zusammenhalt unter den drei verschiedenen Observanzen zugehörigen Niederlassungen. Ordensreformen im 15. Jahrhundert zeitigten nur Erfolge von kurzer Dauer. Nur mühsam und kläglich überlebte der einst starke

Orden die Wirren der Reformation. In Frankreich, wo der Orden seinen stärksten Rückhalt hatte, liessen die durch Jahrzehnte anhaltenden Hugenottenkriege keinen eigentlichen Neubeginn zu. Um die grossen Auslagen für ihre Spitäler zu decken, hatten die Antoniter ein weitverzweigtes Netz von Almosenstationen errichtet. Es macht auch den Anschein, dass die Antoniter das Abenteuer des Almosensammelns der Krankenpflege vorzogen, die sie ihren Knechten überliessen. So wurde der Antoniter immer mehr zur Spottfigur und Karikatur. 1776 wurde der Orden durch päpstliches Dekret aufgehoben, beziehungsweise dem ebenfalls dahinsinkenden Johanniterorden (Malteser) einverleibt. Aber die geschwächten Energien zweier Patienten lassen sich nicht addieren. Immerhin zählte der stark überalterte Orden noch 213 Professpriester und 13 Konversen. Diese lebten in 31 Klöstern, 26 davon waren in Frankreich.

Der Isenheimer Altar

Wer kennt ihn nicht, den berühmten Isenheimer Altar von Matthias Grünewald im Museum Unterlinden, dem ehemaligen Dominikanerkloster von Colmar? Die wenigsten Besucher, die dieses eindrucksvolle Kunstwerk bewundern, kennen die engen Zusammenhänge mit dem Orden der Antoniter und seinem Einsatz für die Patienten des Antoniusfeuers.

Dieser Altar wurde in den Jahren 1513–1515 für das Antoniterspital von Isenheim im Oberen Elsass gemalt. Er sollte den Patienten des Antoniterspitals eine unmittelbare Quelle der Tröstung sein.

Vom Maler Matthias Grünewald wissen wir kaum etwas mehr als den Namen. Und auch da gibt es noch Zweifler, die es in Frage stellen, ob ein gewisser Matthias Grünewald aus Mainz der Meister des Altares sei. Immerhin, die oberflächliche These, Albrecht Dürer sei auch der Maler des Altares von Isenheim, ist wohl endgültig vom Tisch.

Das Konzept des gross angelegten Altares mit zwölf verschiedenen Bildflächen erweist sich als typisch für den Orden der Antoniter. Viermal erscheint Antonius auf diesen zwölf Tafeln: neben der Kreuzigung Christi als Pendant zum heiligen Sebastian dem Pestpatron. Die dritte Schauseite ist ganz dem heiligen Eremiten gewidmet. In der Mitte thront der Eremit plastisch neben den Statuen der heiligen

Kirchenlehrer Augustinus – die Antoniter lebten nach der Augustinerregel – und des heiligen Hieronymus, der eine Antoniusvita geschrieben hatte.

Die beiden gemalten Flügeltafeln stellen zwei Episoden aus der Antoniusvita dar: der Besuch des Einsiedlers Antonius beim Eremiten Paulus und dann das beliebte Sujet der Versuchungen des Einsiedlers Antonius in der Wüste.

Typisch für ein Spital mit Patienten der Mutterkornkrankheit ist die Darstellung des gekreuzigten Christus. Der Korpus des Erlösers ist – Pestbeulen ähnlich – ganz mit Striemen und Wunden überdeckt. Dieses Bild des gekreuzigten Christus steht ganz und gar in der Tradition spätmittelalterlicher Pestkruzifixe, ja es stellt in dieser Gruppe den Höhepunkt dar. Zu diesem zerschundenen Christus sollten die Mutterkornpatienten vertrauensvoll aufblicken.

Matthias Grünewald ist ganz auf die Wünsche seiner Auftraggeber eingegangen. Sogar die Pflanzen und Gräser auf dem Isenheimer Altar sind Kräuter, die von den Antonitern als Heilmittel angewandt wurden.

Das Antoniusspital in Uznach

Wahrscheinlich von Isenheim aus gegründet, wird 1348 zum erstenmal eine Niederlassung der Antoniter in Konstanz erwähnt. Sie sollte wohl am fürstlichen Bischofssitz der grössten Diözese in Deutschland ein Zentrum für weitere Ordenshäuser sein. Während dem Konzil von Konstanz (1414–1418) war das Antoniterhaus an der Rindsportergasse Residenz des Grossmeisters des Ordens. Als Antoniterspital in der Bischofsstadt erhielt das Haus den Rang einer Generalpräzeptorei. Ihr unterstanden in der ganzen Diözese zwölf Spitälner. Die bedeutendsten in der Schweizer Quart der Diözese waren Burgdorf und Uznach. Burgdorf wurde aber 1467 vom Rat in Bern dem Antoniterhaus der Stadt Bern unterstellt, das, da es auf dem linken Aareufer stand, dem Bistum Lausanne unterstand.



Das Antoniterspital in Uznach entstand 1370. Es war eine Stiftung der Grafen Donat und Diethelm von Toggenburg. Die Stifter rechneten mit sechs Antoniterpriestern in Uznach. Ob dieser Bestand je erreicht wurde, ist fraglich. Immerhin wurde im 15. Jahrhundert ein Spital errichtet. Die definitive Errichtung der Ordensniederlassung ist das Verdienst des Präzeptors Erhart Törler (1460–1473). Er erwarb 1470 den Kirchensatz von Uznach von den Ständen Schwyz und Glarus. Die beiden eidgenössischen Orte hatten aus der Liquidation des Toggenburgischen Erbes die Vogtei Uznach-Schmerikon erworben.

Die Pastoration der Antoniter in Uznach gab aber bald zu Klagen Anlass. Die Ordensbrüder liessen die Pfarrei durch Vikare besorgen, die nicht zum Orden gehörten. Solche Stellvertretungen waren in der vorreformatorischen Zeit häufig. Sie stellten einen immer wieder gerügten, aber in der Praxis schwer ausrottbaren Missstand dar. Die Vikare oder Kapläne – klerikales Proletariat – wurden schlecht entschädigt. Den Gewinn steckte der nominelle Pfründeninhaber ein. Für die Antoniter war offensichtlich der Unterhalt des Spitals wichtiger als die Pfarrei. Uznach war auch so etwas wie ein Stützpunkt für die Kollektenreisen zum Unterhalt des Siechenhauses.

Die Reformation brachte dieses Antoniterspital in Uznach in grosse Bedrängnis. Das zwinglianische Zürich verweigerte ihm die Unterstützung und liess auch die Almosensammlungen nicht mehr zu.

Uznach blieb aber beim alten Glauben und die Antoniusverehrung wurde weiter gepflegt. Aber die Antoniter verliessen Uznach. Mit Bruder Konrad Keel begegnet uns 1533 der letzte Antönier von Uznach. Der Bruder bat die Stände Schwyz und Glarus um eine Art Pension für den Lebensabend.

Der Orden der Antoniter hatte Haus und Spital in Uznach aufgegeben. Patronatsrechte und Kirchensatz gingen wieder an die Stände Schwyz und Glarus, die Schirmorte von Uznach. Im ehemaligen Antoniterhaus wohnten fortan zwei Kapläne als Hilfsgeistliche des Pfarrers, der Kaplan vom heiligen Kreuz und der Antoniuskaplan. Diese beiden Geistlichen waren auch zum Gottesdienst in der ehemaligen Stiftskirche verpflichtet. Sie betreuten auch die Antoniuswallfahrt; denn in der Antoniterkirche wurde eine Reliquie Antonius' des Einsiedlers verehrt. Jährliche Pilgerzüge kamen aus den Pfarreien der Grafschaft Uznach sowie aus Einsiedeln, Feusisberg, Freienbach und Wollerau.

Das Spital in Uznach bestand aber weiter und auch die Sammlungen für den Unterhalt. Sie sind in einigen Luzerner Pfarreien wie Beromünster, Grosswangen, Rickenbach belegt. Die Einsammler waren nun Laien, aber Mitglieder einer Antoniusbruderschaft. Für ihren Almosenritt trugen sie bis zur Revolutionszeit die Ordenstracht der Johanner, den schwarzen Talar und schwarzen Mantel mit aufgenähtem blauen Antoniuskreuz (T) auf der linken Brustseite.

Eine Antoniusbruderschaft bestand auch an der Krankenanstalt der Aussätzigen im Senti in Luzern. Pater Anselm Schubiger (Einsiedeln) nimmt an, dass dieses Spital mit dem Uznacher Hospiz in Verbindung stand.

Antoniter in Sarnen?

In der Kirchlade Sarnen (Gemeindearchiv) befindet sich ein Dokument vom 3. Mai 1501 (Kreuzauffindung). Es handelt sich um eine besiegelte

Aktennotiz, die der Antoniterpräzeptor von Konstanz, Rupert Lyasse vom Thurn (de Thurre), Landammann und Rath des Standes Unterwalden ob dem Wald, ausfertigt. Die Notiz stellt fest, dass ein Anwalt des Antoniterhauses in Uznach mit den Behörden in Sarnen übereingekommen sei, dass der Erlös des Opferstockes in der Sankt-Antoni-Kapelle bei Sarnen nicht dem Stand Obwalden, sondern den Antonitern von Uznach zukomme. Als Gegenleistung dafür verpflichteten sich die Antoniter, für den Unterhalt der St.-Antoni-



us-Kapelle aufzukommen. Daraus kann man nicht schliessen, wie Anton Kuchler es tat, dass die Antoniter in Sarnen eine Niederlassung unterhielten. Der Personalbestand war ja damals in Uznach selber sehr knapp. Es handelt sich einfach um einen der vielen Sammelstützpunkte zum Unterhalt des Spitals in Uznach. Diese finanzielle Beziehung zu Uznach konnte nützlich werden, wenn es galt, eine mit dem Antoniusfeuer infizierte Person in Pflege zu geben. Die Obwaldner hätten ursprünglich den Erlös dieses Opferstockes gerne für den Unterhalt ihrer eigenen Kranken in dem sicher nicht luxuriösen Siechenhaus verwendet. 1508 wurde dann das sogenannte Untersiechenhaus gebaut – das untere Siechenhaus. Für diesen «Spitalneubau» hätten sie natürlich gerne den Antoniter-Opferstock angezapft. Dieser Wunsch konnte nicht in Erfüllung gehen. Die päpstlichen Privilegien für die Antoniter und ihre Opferstöcke waren zu eindeutig. Diese Opferstöcke hatten aus den Antonitern Mendikanten, Bettelmönche, gemacht, und das Mendikantentum stellte die Krankenpflege immer mehr in den Hintergrund. Das setzte die Mönche mit dem blauen Antoniterkreuz dem Gespött der Humanisten und den Aggressionen puritanischer Reformatoren aus.

Krankenfürsorge in Sarnen

In Sarnen beherbergte das «Siechenhaus ob der Rüti» (ungefähr auf dem heutigen Spitalareal) die Kranken. Streng von ihnen getrennt wurden die mit einer ansteckenden Krankheit befallenen «Sondersiechen» (abgesonderte Kranke). Wenn sie Anzeichen des Aussatzes oder des Antoniusfeuers hatten – der Laie konnte das nicht auseinanderhalten –, wurden sie nach Luzern ins Sentispital zur «G'schau» gebracht. Luzern hatte die besseren Ärzte, aber auch keine Kapazitäten. Das Verdikt der Luzerner Ärzte konnte einer Verurteilung gleichkommen. Eventuell gaben sie freie Bahn für Uznach. Die meisten wurden aber zurückgeschickt und in lebenslängliche Absonderung verbannt. Sie wohnten im Haus der Sondersiechen. Einmal im Monat durften sie ins Dorf kommen, um zu betteln. Sie waren aber mit dem grauen Sondersiechenmantel markiert und durften kein Haus betreten. Dem Gottesdienst durften sie nur ausserhalb der Kirche beiwohnen. Auf dem Friedhof stand für sie ein Siechenhäuschen bereit.

Noch 1628–1630 trat eine grosse Beulenepidemie auf –, war es Pest oder war es das Antoniusfeuer oder sonst eine ansteckende Grippe? Die schreckliche Seuche forderte in anderthalb Jahren in Sarnen 430 Todesopfer. Auf dem Friedhof in Sarnen erinnerte lange ein Gedenkkreuz an dieses Massensterben. Die Aufschrift war knapp und ergreifend: «Ist das nicht ein grosse Plag – dritthalb Hundert in eim Grab.»

St. Anton in der Hostett

1646 wurde der Bau einer neuen Antoniuskapelle beschlossen. Die ursprüngliche Antoniter-Kapelle stand nun ganz nahe beim neuen Kapuzinerkloster, wo die braunen Väter die Verehrung ihres wunder-tätigen Antonius von Padua förderten. Die zwei heiligen Antonius, der von Ägypten und der von Padua, standen da, nur einen Steinwurf voneinander entfernt, in Konkurrenz, und der Franziskaner aus Padua hatte mit den wortgewaltigen Kapuzinern die mächtigere Propaganda. Die neue Antoniuskapelle kam ausserhalb der Melchaabrücke an der Strasse nach Kerns zu stehen. Die Melchaa floss ja vor der Korrektur 1881 nicht in den Sarnersee, sondern Richtung Sarner Dorf, um sich dann mit der Sarneraa zu verbinden. Die aus dem Grossen Melchtal



Die Melchaabrücke in Sarnen um 1881. Sie stand ungefähr bei der Barriere über die Kernserstrasse. Der Bahnhof Sarnen steht über dem ehemaligen wilden Lauf der Melchaa. Hinter der Brücke steht das St.-Antoni-Chäppeli. Es ist heute «Pfarrkirche» der spanischen Gastarbeiter.

kommende Melchaa hatte sich kurz vorher, Kerns und Sachseln unüberwindbar trennend, durch die hundert Meter tiefe Schlucht gefressen. Bei Unwettern hatte die Kernser Melchaa die Urgewalt eines verheerenden Wildwassers und versetzte die Dörfler von Sarnen in Angst und Schrecken.

Die neue Antonius-Kapelle ersetzte zugleich zwei Kapellen. Beim Türlihaus neben dem Gatter (Türli) zur Allmend stand eine baufällige Kapelle zu Ehren der Heiligen Drei Könige. Der Dreikönigswirt im Türlihaus, der reiche Marquard Imfeld, war daran, beim Platz der Dreikönigskapelle ein stattliches Bürgerhaus zu bauen. Dieses Türlihaus steht leider seit 1949 nicht mehr, an seiner Stelle befindet sich heute der Geschäftssitz der SBG. Marquard Imfeld, der Bauherr des Türlihauses, erhielt den Auftrag, die baufällige Dreikönigskapelle neu zu bauen und darin auch den Antoniter-Opferstock zu deponieren. Marquard Imfeld erfüllte diesen Auftrag grosszügig. Das aussen bescheidene Antonius-Käppeli ist mit seiner vornehmen Innenausstattung heute noch sehenswert. Als vor Jahren Verkehrsplaner laut darüber nachdachten, das Antonius-Chäppeli müsse dem Verkehr weichen, regte sich in berechtigter Entrüstung die Volksseele. 1669 wurde das St.-Antonius-Spital in Uznach für eine einmalige Entschädigung durch den Kanton aus den Rechten auf den Antoniter-Opferstock in Sarnen entlassen. An der Stelle, wo die erste Antoniter-Kapelle stand, erhebt sich heute ein grosses Holzkreuz, oft etwas irreführend Pestkreuz genannt, das 1990 durch die Korporation Freiteil wieder neu erstellt wurde.

P. Leo

Literatur: Adalbert Mischlewski, Der Antoniterorden in Deutschland = Archiv für mittelhochdeutsche Kirchengeschichte 10, 1958; Lexikon des Mittelalters München 1980 ff.; Anselm Schubiger, Die Antoniter und ihr Ordenshaus im ehemaligen Bistum Constantz = Geschichtsfreund 34, 1879, 89–310; Laurenz Kilger, Geschichte der Pfarrei Uznach bis zum Brande von 1762 = Pfarrkirche Uznach, Gedenkschrift zur Konsekration, Uznach 1940.

Pirmin Meier, Ich Bruder Klaus von Flüe. Eine Geschichte aus der inneren Schweiz. Ammann Verlag, Zürich 1997, 558 Seiten.



Pirmin Meier (Matura 1967) und P. Adelhelm beim Phototermin für das Bruder-Klausen-Bild im Professorenheim

Diese Biographie über Bruder Klaus ist in ihrer Materialfülle beeindruckend. Pirmin Meier hat viel breiter recherchiert, als es das schon beachtliche Quellenwerk von Robert Durrer und Pater Rupert Amschwand imposant darbietet. Da kommt noch eine detaillierte Kenntnis spätmittelalterlichen Lebens in seiner ganzen bunten Fülle hinzu.

Bruder Klaus ist nach Pirmin Meier nicht ein hochragendes Standbild auf einem massiven Sockel – er steht im Umfeld des so faszinierenden mittelalterlichen Herbstes. Diese stupende Kenntnis – oft aus beinahe verschollenen Einzelpublikationen zusammengetragen – gibt dem Autor die Möglichkeit zu breit angelegten Exkursionen, etwa in die schweizerische Kriegsgeschichte, wo die Fülle der Anekdoten die Systematik zwar überdeckt. Das Buch bietet auch auf fast hundert Seiten eine sehr distinktierte Darstellung der spätmittelalterlichen Frömmigkeit und Mystik. Meier geht den Spuren des sagenhaften «Gottesfreundes aus dem Oberland» nach, schildert detailliert das Waldbruderwesen bis in die letzten leisen Spuren der Gegenwart. Er kennt die grossen Mystiker Johannes Tauler und Heinrich Seuse ebenso gut wie den überragenden Theologen aus dem 15. Jahrhundert, Nikolaus von Kues.

Die überreiche Materialfülle, die Pirmin Meier in seiner Bruder-Klausen-Biographie genüsslich ausbreitet, macht sein Buch zu einem Abenteuer, wo der Autor seinen Leser bisweilen ins Dickicht und Gestrüpp

weitab des eigentlichen Pilgerweges führt. Manchmal hätte die Askese der Straffung dem Thema mehr gedient als ein riesiger Marktstand mit sicher köstlichen Pretiosen. Doch der Leser wird entschädigt mit gekonnten, spritzigen Formulierungen, die nur selten ins Banale absinken.

Pirmin Meier kennt Bruder Klaus aber nicht nur vom äusseren Erscheinungsbild in seiner Zeit und Umwelt. Er ist auch mit feinem Gespür in die persönliche religiöse Eigenart des von ihm bewunderten Landesvaters vorgedrungen. Das hält ihn aber nicht zurück, mit historischer Akribie auch im Dunkel liegende Aspekte der Bruder-Klausen-Biographie vorzustellen – etwa die Frage der Gesundheit und psychischen Struktur des Eremiten. Es ist besonders die Episode, wo sein Sohn Hans den Vater bewusstlos im Dornestrüpp auf der Bergmatt findet oder die depressiven Symptome vor dem Verlassen der Familie. Dafür kann man den Autor nicht tadeln – auch Heilige sind Menschen und müssen mit den Schwächen ihrer persönlichen Struktur und Veranlagung leben und den steilen Weg zur christlichen Vollkommenheit gehen. Schon Walter Nigg hat diskret und zurückhaltend auf diese Problematik hingewiesen. Pirmin Meier behandelt diese Phänomene als geschichtsmedizinisches Forschungsobjekt – er ist ja auch Paracelsus' Biograph. Doch der grosse Aufwand führt zu keinem definitiven Ergebnis. Ähnlich ist es um das Fastenwunder bestellt. Alle Thesen und Hypothesen, die Pirmin Meier mit Sachkenntnis ausbreitet, stellen lediglich Erklärungsversuche dar – das Geheimnis bleibt ungelöst und muss als solches akzeptiert werden.

Pirmin Meier steht auch dem Friedensstifter-Mythos für Bruder Klaus skeptisch gegenüber. Damit wird die Bedeutung der Tagsatzung von Stans keineswegs in Frage gestellt – allerdings ist die Quellenlage über die Einflussnahme des Heiligen auf die politische Entscheidung spärlich und spröde.

Der Autor setzt aber – meines Erachtens mit Recht – ein Fragezeichen zum eidgenössischen Pathos mit der Friedensinsel in den beiden Weltkriegen unseres Jahrhunderts. Ausdruck für die Paradies-Mentalität dieses durch die Intervention von Bruder Klaus vom Krieg verschonten «Gottesvolkes» ist das selbstgefällige Fresko an der Rückwand der unteren Ranftkapelle, das aber nicht Robert Durrer gemalt hat, sondern Albert Hinter, der durch seine Wappenscheiben bekannt wurde.

Hinter malte nach Ideen von Robert Durrer. (Böse Obwaldner Zungen sagten, der «Robi Durrer» habe das Bild mit dem Hintern gemalt.) Die Festlegung des Eremiten als politische Fäden spinnenden Patrioten kann in die Enge führen und einem umfassenden Verständnis unseres mystischen Heiligen eher schaden als nützen.

Eine so breit angelegte und wohl gelungene Biographie könnte zu vielen Gesprächen und Erörterungen Anlass bieten. Ich freue mich auf solche intensiven Gesprächsstunden mit meinem immer noch lieben Schüler. Es ist der grösste Stolz des Lehrers, wenn die Schüler über ihn hinausgewachsen sind.

P. Leo

Jubiläumstreffen der Maturi 1966 am 28./29. September 1996

Drei Jahrzehnte Maturi. Was kann das heissen? Pfarrer Josef Eberli aus Sachseln, verdienstvollerweise eingesprungen, weil einer der beiden Seelsorger des 66er Jahrganges als Missionar in Indonesien frühvollendet verstorben ist, der zweite zwischen zwei Pfarrstellen eine weite Bildungs- und Erholungsreise unternimmt, Pfarrer Eberli, selber als Resignatus zurückblickend und gleichzeitig aufbrechend, hat die Frage gestellt und beantwortet. In der heiligen Messe, bei strahlendem Herbstlicht in der zwischen Volksfrömmigkeit und Ästhetik ausbalancierten Schwendi-Kaltbad-Kapelle, wo die vorderen Bänke für die ehemals vorhandenen Kurgäste des kalten Bades reserviert bleiben und damit balneologisch mitklingen im Tenor der Feiernden über vergangene Herrlichkeit («... wohin bist du verschwunden?»), ertönt das priesterliche Mahnwort: «Der grösste Teil Eures Lebens ist verstrichen.» Zeit zum Innehalten, memento mori, Anlass zu vorläufiger und verbesserungsfähiger Bilanz. Das Singen haben wir nicht ganz verlernt, der improvisierte Kanon überzeugt.

Tags zuvor, am Samstag, haben wir uns am frühen Nachmittag im «Peterhof» getroffen. Eigentlich kein Stammlokal der 66er. Vielmehr hiessen diese bei Zeitnot «Hirschen», ansonsten «Jordan», «Krone», «Rey-Halter», auch etwa «Kreuz», bei den Farbentragenden natürlich «Metzger». Eingeladen waren heuer auch die noch lebenden Professoren und jene Mitschüler, die ein widriges Geschick zwischen 1958 und 1966 uns entrissen hat. Und nach 30 Jahren als novum: die Gattinnen. Es kommen Dr. Alfred Huber und Dr. Hans Leuchtmann, verdiente Lehrer, die Mitschüler Nationalrat Norbert Hochreutener, das Mathe-Genie Beat Zürcher und der Walliser Richter Andreas Karlen. Und nicht gerade sehr viele, aber doch einige der Gemahlinnen, insbesondere Obwaldnerinnen. Erster Apéro.

Danach sind wir beim Professor der Kunstgeschichte und Zeichnungslehrer Josef von Rotz v/o Cowboy zu Gast. Wie ehemals fliegen die rhetorischen Fetzen, Jahre und Jahrzehnte sind ausgelöscht, in grosser Vitalität werden die alten Fragen um Kunst und Kunstverständnis, um Mensch, Religion, Leben und Tod erörtert. Aufmerksam und charmant die Bewirtung durch Frau Edith Wirz. Zweiter Apéro.

Anschliessend bringt uns ein Oldtimer aus Dilliers Fuhrpark mit röchelnden Ventilen, sicher schon im Einsatz anlässlich unserer ersten Sarner Schulreise zu den unvergesslichen Pommes-frites-Schüsseln nach Bulle, zu Beatrice und Heinz Rohrer-Odermatt ins Berghotel Langis. Bei der Wegfahrt aus Sarnen ergibt sich ein herrlicher Ausblick auf das liebe Obwalden im Abendlicht, auf die schmucken Kollegi-Gebäude, die Nikotin-Ecke im Seefeld (zur Zeit des Untergymnasiums), das Amor-Bänkli diesseits der Aa (zur Zeit des Lyzeums). Wahrlich: «Nie kehrst du wieder, goldene Zeit.» Auf Langis: Zimmerbezug, dritter Apéro.

Alpaufzug nach Schwendi-Kaltbad, auf Anraten eines Aussenstehenden leider nicht auf der Fahrstrasse, sondern durch das sumpfige Hochmoor, Gertrud von Le Forts «Verfemte» schreitet mit. In der urchigen Alpbeiz, die nun anstelle des niedergebrannten Kurhauses steht, kulinarische und önologische Höhenflüge, Franz Toni Burch heisst der Meister an Herd und Kamin. Dann als altissimum des Jubiläums-OK: der «Schacherseppi» höchstpersönlich. Ruedi Rimmann, weitherum bekannt, unterhält Maturi und ihre Gäste klingend mit Spassigem und Ernstem.

Als ernüchternd-erfrischender Marsch in klarer, kühler Nacht dann die Alpabfahrt, jetzt der Fahrstrasse entlang. Im Langis herrscht noch jenseits von Mitternacht Chilbistimmung, jödele, bödele und Hochprozentiges zum Philosophieren, Politisieren und Inhalieren. Um die dritte Morgenstunde Rückzug in die freundlichen und sauberen Zimmer. Es folgt in bester Bergluft «ä Gsundä, Teufä», trotz sporadischer Unterbrüche durch eine Hightechnology-Weckanlage, die renitent medizinischer und germanistischer Abwehr trotzt.

Am herbstlich-sonnigen Sonntagmorgen mit präkonziliar nüchternem Magen wiederum Aufstieg zum eingangs erwähnten Gottesdienst auf Schwendi-Kaltbad. Wir gedenken still unserer verstorbenen Lehrer, der Patres Michael Amgwerd, Pirmin Blättler, Gerold Bonderer, Notker David, Maurus Eberle, Ivo Elser, Sigisbert Frick, Beda Kaufmann, Ludwig Knüsel, Fintan Kümin, Johannes Nussbaumer, Hildebrand Pfiffner, Alfons Rüttimann, Kamill Schonnen und des Geistlichen Alois Egger, vorbildliche Seelsorger, Pädagogen und Wissenschaftler, requiescant in pace.

Nach dem Kirchgang Rückkehr mit Bärenhungerkameldurst nach Langis, zum gluschtigen und stundenlangen Äplerbuffet. Gross ist die Freude über einen weiteren hohen Gast, Abt Dr. Dominik Löpf, der uns vor bald 40 Jahren in die lateinische Sprache eingeführt hat: Willkommen, grosser Achill, empfangen stellvertretend für alle Benediktiner von Muri-Gries zu Sarnen den Dank ihrer discipuli.

Und kein «Verweile doch, du bist so schön» vermag die fliehende Zeit zu bändigen. «Schluckzessive» naht der Sonntagabend, Zeit des Abschiednehmens. Doch darin sind wir geübt, denn nach Sarnen, Olten, Bern, Luzern, Muri, Venthône, Beromünster, Gries bei Bozen und Thalwil ist dies das zehnte Treffen der Maturi 66. Bleibt noch zu danken, nämlich den vier trefflichen Präsidenten des Obwaldner Jubiläums-OK, in alphabetischer Reihenfolge: Dipl.-Ing. Urs Dillier, Dr. jur. Hans Hess, Dipl.-Ing. Josef Striegl und Lic. jur. Niklaus Theiler. Jenem Präsidenten mit dem Vulgo Stierli einen Zusatzdank für brillante rhetorische Betreuung des Anlasses. Auf Wiedersehen, liebe Conmaturi, 1998 in Winterthur.

Eduard Blättler

Unsere Verstorbenen

Hans Felber-Kost, Luzern

18. Juli 1910 bis 26. September 1996

Vorkurs und 1.–2. Realklasse 1922–1925

Paul Würmli-Schneider, Landwirt, Güttingen

1. September 1936 bis 9. Oktober 1996

1.–2. Realklasse 1950–1952

Hans Flury-Wenge, Dr. jur., Basel

29. Juli 1916 bis 30. Oktober 1996

1.–8. Klasse Gymnasium 1930–1937, Matura

Franz Birrer-Häfliger, Fabrikant, Entlebuch

31. Januar 1903 bis 2. November 1996

1.–2. Realklasse 1916–1918

Dominikus (Emil) Löpfe OSB, Dr. theol., Abt von Muri-Gries

21. Januar 1916 bis 7. Dezember 1996

2.–8. Klasse Gymnasium 1931–1938, Matura

Peter Furrer-Wiesler, Bankdirektor, Sarnen

15. Juni 1954 bis 12. Dezember 1996

1.–2. Realklasse, 1. Handelsklasse 1966–1970

Niklaus Wallimann-Steppacher, Alpnach

21. Juli 1912 bis 16. Dezember 1996

1.–2. Realklasse 1927–1929

Caspar Diethelm-Ulrich, Komponist, Luzern

31. März 1926 bis 1. Januar 1997

1.–8. Klasse Gymnasium 1938–1945, Matura

Walter Seiler-Zihlmann, Ebikon

1. Juli 1921 bis 3. Januar 1997

1.–2. Realklasse, 3.–4. Handelsklasse 1934–1941, Diplom

Paul Fischer-Höckel, Kaufmann, Gebenstorf

19. Juli 1920 bis 3. Januar 1997

1.–8. Klasse Gymnasium 1934–1941, Matura

Josef Knüsel-Leisibach, Oberwil ZG

15. Dezember 1904 bis 4. Januar 1997

1.–2. Realklasse 1917–1919

Robert Kunz, Pfarr-Resignat, Schwarzenbach SG

20. August 1906 bis 8. Januar 1997

1.–8. Klasse Gymnasium 1919–1928

Josef Gunzinger-Gigon, Dr. jur., Bern

8. Januar 1913 bis 28. Januar 1997

2.–8. Klasse Gymnasium 1928–1935, Matura

Walter Hiltl-Häringer, Zürich

25. März 1910 bis 4. Februar 1997

Vorkurs, 1.–2. Klasse Gymnasium 1923–1925

P. Rupert (Josef) Amschwand OSB, Dr. phil., Sarnen

16. November 1916 bis 7. Februar 1997

1.–8. Klasse Gymnasium 1931–1937, 1938–1940, Matura

Peter Rohrer-John, Dr. jur., Münchwilen AG

5. Juni 1916 bis 26. Februar 1997

4.–8. Klasse Gymnasium 1931–1936, Matura

Hans Etter, Dr. med.

14. März 1911 bis 23. Februar 1996

6.–8. Klasse Gymnasium 1928–1931, Matura

Wir gedenken der verstorbenen Angehörigen:

Mario de Simoni-Danti, Luzern, Vater von Alberto de Simoni, Malters,
und von Mario de Simoni-Bhansi, Arbon. – Peter Furrer-Wiesler,
Sarnen, Bruder von P. Gabriel Furrer OSB, Kollegium Sarnen. – Beda
Hungerbühler-Raimann, Flawil, Vater von P. Plazidus Hungerbühler

OSB, Dekan von Muri-Gries. – Frau Margrith Abächerli-Odermatt, Sarnen, Mutter von Otto Abächerli-Seiler, Sarnen. – Josephina Bärlocher-Schönenberger, Weinfelden, Mutter von Gebhard Bärlocher-Golding, Weinfelden (Diplom 1940), von Dr. med. Werner Bärlocher-Kressibucher, Basel (Matura 1945), und von Eugen Bärlocher-Frey, Kaufmann, Weinfelden.

Aus dem Weinberg des Herrn

Monsignore Jean-Claude Perisset (Matura 1959) wurde von Papst Johannes Paul II. zum beigeordneten Sekretär des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen und zum Titularerzbischof von Accia ernannt. – H.H. Karl Bürgler (Matura 1986) wurde zum Pfarrer in Buochs gewählt. – H.H. Willy Gasser (Matura 1959) wurde zum Pfarrer in Sachseln gewählt.

Wahlen und Beförderungen

Am 18. Januar wurde Nationalrat Adalbert Durrer (Matura 1971), Alpnach, von der Schweizerischen CVP zu ihrem Präsidenten gewählt. Wir wünschen ihm allseits viel Erfolg für all seine vielfältigen Aufgaben.

Examina

Am 19. Juni hat Pascal Keller (Matura 1986), St. Gallen, die Prüfung als «Wirtschaftsinformatiker mit eidgenössischem Fachausweis» mit grossem Erfolg bestanden. – An der Universität Fribourg erwarb Daniel Albert, Alpnach, das Diplom für «Journalistik und Kommunikationswissenschaft». – Lic. jur. Hans Ettlin (Matura 1988), Sarnen, hat das Obwaldner Anwaltspatent erworben. – Wir wünschen allen drei Ehemaligen recht viele Erfolge und Freude an ihrer Arbeit!

Ihre Vermählung haben uns angezeigt:

Daniela Spada mit Peter Manfred Hammesfahr (Matura 1983). Ihr Heim: Steinlerstrasse 12, Wildegg AG

Von glücklichen Geburten berichten uns:

Karin und Markus Wicki-Beutl (Matura 1981), Neuendorf: Renato Mario

Therese und Edi Buck-Stücheli (Matura 1981), Malters: Andreas Dietmar

Manja (Matura 1980) und Roland Haas-Mennel, Sarnen: Elena Luzia

Isabel und Andreas Batänjer-Mantel (Matura 1978), Wil: Christa und Marion

Redaktion und Expeditionsgeschäfte: P. Beda Szukics, Kollegium, 6060 Sarnen
Druck und Verlag: KOPRINT AG, Untere Gründlistrasse 3, 6055 Alpnach Dorf
Die Kollegi-Chronik erscheint viermal im Jahr.
Bezugspreis: Fr. 20.–, Postcheck 60-6875-7 Kollegi-Chronik, Sarnen. Ausland Fr. 23.–

